



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Adolf Stern. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

der Jüngere) Mendke der Universität Helmstedt hinzutretend, sehr wohl, in Verbindung mit dem alten Soldaten- und Krautjunkerblut der Bismarck, die einzige Anlage hervorbringen konnte, die die Mit- und Nachwelt bei Otto von Bismarck zu bewundern alle Ursache haben.

Durch den Befund über die väterlichen Vorfahren Gottfried Ludwig Mendkes des Jüngern wird diese Annahme nicht nur wesentlich verstärkt, sondern man denkt angesichts dieser vielen gelehrten Juristen unter Bismarcks Ahnen unwillkürlich an sein eignes großes, juristisches Meisterwerk: die Verfassung des Deutschen Reiches.

Zum zweiten muß hervorgehoben werden, daß die Familie Mendke aus Oldenburg im Großherzogtum stammte, von ihr und durch sie also eine kleine Beimischung altoldenburgischen Blutes in die Adern des Fürsten Bismarck gelangt ist, die der Aufmerksamkeit der Rassenbiologen wohl wert erscheint.

Endlich ist folgender Umstand merkwürdig. Von Lüder Mendke sagt ein zeitgenössischer Bericht: er „war von Statur sehr klein, aber ein frommer und fleißiger Mann.“ Die Anlage zu der hünenhaften Gestalt, die ihn auszeichnete, hat der Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck also jedenfalls nicht durch atavistische Vererbung von der Mendkeschen Familie her mit auf den Lebensweg bekommen.



## Adolf Stern

### 1



Am 14. April ist Adolf Stern, einundsiebzigjährig, ein unermüdlicher Mitarbeiter der Grenzboten, plötzlich gestorben, nicht müde von uns gegangen, sondern abgeschieden noch in rüstiger Fülle der Kraft, in immer reger Schaffenslust und voller Interesse am Leben, so vieles ihm auch mit dem Tode der zweiten Gattin entrissen worden war. Ich hatte ihn zum ersten und zum letztenmal im Jahre 1901 auf Raabes Geburtsfest in Braunschweig gesehen und werde so wenig wie das schöne Fest selbst die Stunde vergessen, wo ich nach der Rückkehr vom Festakt mit ihm und dem nun auch dahingegangnen Julius Lohmeyer in der Germanenkneipe beim Frühstück saß und beide, angeregt durch die Dichterfeier des Tages, von ihren Erinnerungen an große Tote sprachen, Lohmeyer vornehmlich von Uhland und Keller, Stern von Hebbel und Ludwig. Wundervoll, unverlierbar war der Eindruck, nun den Mann voller Pietät und voller Verständnis am kleinen Tisch mitten unter dem lauten Leben der Gegenwart von jenen Toten reden zu hören, den Mann, der eben Wilhelm Raabe gewissermaßen als verordneter Sprecher all seiner Verehrer die tiefempfundne Glückwunschkrede gehalten hatte.

Keiner war hierzu berufen wie Adolf Stern, der nicht nur der aufrechte Vorkämpfer echter dichterischer Größe aus unfruchtbar gescholtner Zeit, sondern auch selbst ein Dichter von Rang und Gaben war. Er hat sich immer schwer darüber trösten können, daß ihm versagt war, nur als freischaffender Poet zu leben. Mit geheimem Weh hat er als junger Mann versucht, den Zwiespalt, in den ihn sein Leben stellte, vor sich und andern als etwas Gutes, ja Erfreuliches darzustellen; aber wir empfinden nur zu sehr den zweifelnden Unterton, wenn Stern etwa im Jahre 1860, also fünfundzwanzig Jahre alt, an Hebbel schreibt: „Hettner sprach neulich lange mit mir über den Entschluß, eine Reihe von Jahren zwischen historischer Schilderung und poetischer Produktion zu teilen. Er ist der Ansicht, daß die meisten jüngern Dichter zu wenig Ernst und zu viel Oberflächlichkeit haben, er rühmt mit Recht ein kaltes Studienbad zwischen den Freuden der Muse. Soweit scheint er mir im vollen Recht; daß es gut sei, etwas ganz Heterogenes zu treiben, kann ich mir nicht vorstellen. Bei der historischen Darstellung aber spielt die Kunst eine mindestens ebenso große Rolle als die Wissenschaft, mit der bloßen Forschung ist nichts getan und erreicht. Das Bindemittel wird immer die Imagination sein müssen, die ein bestimmtes Bild von Zuständen und Persönlichkeiten aus hundert Einzelheiten zu gewinnen weiß.“ Und daß Stern auch später gegen Hebbel immer wieder dieser Frage Erwähnung tat, ohne ihr die im eignen Sinn ganz zureichende Antwort finden zu können, beweist Hebbels Brief an ihn vom 30. September 1861 nach Jena, wo er damals eine Lehrstelle innehatte: „Was Sie Ihr Entschluß, Dresden mit Jena zu vertauschen, gekostet haben muß, begreife ich vollkommen. Dennoch haben Sie wohlgetan, denn Sie können sich dort für alle Fälle rüsten. Es gab eine Zeit, wo selbst die Königsfinder ein Handwerk lernen mußten, wo die Prinzessinnen in die Küche gingen und die Prinzen in die Tischler- und Schlosserwerkstatt. Ob ihnen dies während der französischen Revolution genügt hat, weiß ich nicht; aber daß dem Dichter ein guter Vorrat von Realien förderlich ist, und ließe es in der praktischen Anwendung auch nur aufs wissenschaftliche Einsenwerfen hinaus, steht fest, denn man kann leichter mit Christus auf den Wellen wandeln als mit einem Buchhändler durchs Leben.“

Es war aber doch ein guter Genius, der Stern nötigte, neben dem Dichter Literaturhistoriker zu werden, und wenn er noch in hohen Jahren seinen jungen Freunden Hermann Anders Krüger und Adolf Bartels gegenüber den alten Schmerz über die Lippen gehn ließ, so können wir zwar Stern die Trauer nachempfinden, müssen uns aber zu dem Ergebnis seiner doppelten Lebensarbeit beglückwünschen.

Friedrich Hebbel, dessen Name in diesem Zusammenhange noch oft zu nennen sein wird, hat eine der ersten Dichtungen Adolfs Sterns, das Epos „Jerusalem“, kritisch ins Leben geleitet und ihm im Gegensatz zu „Euphorien“ von Ferdinand Gregorovius, dessen Gespräche er zu deklamatorisch fand, nach-

gerühmt, daß hier alles zum Herzen spreche. „Hier werden keine platonischen Dialoge gehalten, sondern menschliche Gespräche, die zu dem, was eben vorgeht, in unmittelbarster Beziehung stehn, ohne drum ins Triviale zu fallen.“ So sehr dies letzte Lob auch den spätern epischen Dichtungen Sterns gilt, so werden wir doch heute nicht mehr wohl sagen können, daß sie uns ganz zum Herzen sprechen. Hat doch ohnehin die hergebrachte Form des Versepos für uns heute etwas Unlebendiges, fast Abgeklappertes, das nur überwunden werden kann durch völlig neue Persönlichkeiten, die die alten Formen ganz neu beseelen, sei es in statuariischem Stil, wie Spitteler, sei es in kapriziösem, wie Biliencron. Bei Stern aber kommt noch zu dem allgemeinen Einwand folgendes hinzu: es liegt eine gewisse Neigung zum Konstruieren in seinen Versen, so leicht auch die Reime verbunden scheinen. Trotzdem sind zum Beispiel noch in der letzten epischen Dichtung „Wolfgangs Römerfahrt“ einzelne Schilderungen von großer Macht und einem starken Lebensreiz, so die Plünderung Roms durch die deutschen Landsknechte. Aber in der Gegenüberstellung Wolfgangs und des Magisters Florus auf der einen, der beiden Frauen auf der andern Seite liegt jene gar zu sehr gewollte Art der Konstruktion, die im entscheidenden Moment eine gewisse Abkühlung hervorruft.\*)

Und ähnliches gilt von Adolf Sterns Romanen, sowohl von den modernen wie von den historischen. Adolf Stern hat im Kampfe gegen den sogenannten archäologischen Roman und für Wilibald Alexis das Wesen des historischen Romans einmal unübertrefflich so gezeichnet: „Der historische Roman soll und darf nichts andres sein als ein Lebensbild, zu welchem sich der Dichter durch die Fülle der Empfindungen und Anschauungen gedrängt fühlt, er muß eine Handlung oder einen Konflikt, er muß Menschen darstellen, an die sich sowohl der Poet mit seiner eignen Seele als der Leser mit seiner Teilnahme hinzugeben vermag, er muß mit einem Worte so viel rein Dichterisches (Menschliches) aufweisen, daß alles andre nur das Verhältnis des Brennstoffes zum Feuer hat. Die Flamme verzehrt die Scheite, und um die Flamme und die von ihr ausstrahlende Wärme handelt es sich! Wer vor einem schlecht lodernden, qualmenden Feuer die Seltsamkeit und Mannigfaltigkeit des Materials rühmt, gilt für einen Narren, und wer eine schlechte Dichtung mit etwaigen politischen, ethnographischen und sonstigen Vorzügen rechtfertigt, der hat eben keine Empfindung für die Poesie und ihr

\*) Sterns Werke sind bei vielen Verlegern verstreut. Im besondern sind erschienen: die Gedichte und die Biographie Otto Ludwigs bei Fr. W. Grunow in Leipzig, die Geschichte der Weltliteratur bei Nieger in Stuttgart, die Geschichte der Neuern Literatur beim Bibliographischen Institut in Leipzig, die Biographie Hermann Hettners bei F. A. Brockhaus in Leipzig, die Geschichte der Deutschen Nationalliteratur seit Goethes Tode bei N. G. Elwert in Marburg, die Venezianischen Novellen und der Novellenband „Aus dunkeln Tagen“ im Gutenbergverlag Dr. Ernst Schulze in Hamburg, „Zur Literatur der Gegenwart“ (älteste Sammlung) bei B. Gläser in Leipzig, alles übrige, insbesondre die „Ausgewählten Werke“ (bisher sechs Bände) bei C. A. Koch (H. Ehlers) in Dresden. Einige Novellen sind auch in Reclams Universalbibliothek, Hoffes Volksbücherei und in den Wiesbadner Volksbüchern erschienen.

eigenstes Wesen. Der historische Roman muß ebenso wie jede andre Schöpfung aus dem innersten Drange des Dichters, aus der Mitempfindung für die dargestellte Handlung, für die geschilderten Menschen hervorgehn. Wenn es darum zu tun ist, an einem beliebigen Faden unbeseelte Sittenschilderungen oder politische Maximen aufzureihen, der charakterisiere schlicht Land und Leute oder schreibe Zeitartifel, zum historischen Roman ist er so wenig berufen wie zu jeder andern dichterischen Schöpfung. Eine solche aber ist der historische Roman und soll es bleiben oder werden."

Die Fehler, die Adolf Stern hier im historischen Roman vermieden zu sehen wünscht, weisen auch seine Schöpfungen nicht auf. Aber wenn uns etwa sein „Camoëns“ nicht das sein kann, was uns sogar ein schwächeres Werk von Alexis ist, so liegt der Grund angedeutet in den Worten, die der eben zitierten Stelle („Zur Literatur der Gegenwart“, Seite 52) vorangehn: „Es ist danach keineswegs unwesentlich, sich einzuprägen, daß es für den historischen wie für jeden Roman einen gemeinsamen Ausgangspunkt gibt und jener seine vielbestrittne Berechtigung nur dadurch beweisen kann, daß sich dieser Ausgangspunkt mit vollkommner Deutlichkeit darstellt.“ Die Worte „mit vollkommner Deutlichkeit“ sind hier verräterisch, denn dieses Bestreben hat Stern in seinen Romanen zu weit geführt, und der Wunsch, Klarheit zu schaffen über die Idee seiner Dichtungen, der in Stern liegende Instinkt nach festen Linien ging so weit, daß wir gerade in den Romanen immer wieder jenes letzte Hell Dunkel vermessen, das ihren Gestalten das volle Leben, die volle Lebenswahrheit geben würde. Es ist nichts zum Beispiel auch in dem aus der Gegenwart geschriebnen Roman „Ohne Ideale“ unwahr, aber es ist alles oder doch vieles nicht lebendig geworden, Material geblieben, wo wirkliches Spiel und Gegenpiel wirkender Kräfte uns mitreißen sollte. Dabei ist gerade dieser Roman nicht unbeeinflusst von Spielhagen, dessen Glanz Stern sonst so fern liegt. Es wird gerade hier oft eine starke Spannung erreicht; aber ein bleibender Eindruck doch nicht gewonnen. Dem Bemühen, in dem Präsidenten von Herther, in dem Baumeister Franken, in dem Doktor Bohmer und seinem Bruder Generationen und Weltanschauungen gegeneinander zu setzen, versagt sich die letzte Wirkung, weil die Gegensätze zu fein theoretisch ausgerichtet sind und die Menschen darunter leiden, sich nicht so ausleben, wie wir das erwarten. Ich gebe Adolf Bartels gern zu, daß der Roman heute noch seinen Reiz hat, und daß einzelne Typen bis dahin (1882) noch nicht so scharf gezeichnet worden waren, nur ist mir diese Zeichnung eben nicht lebendig genug, mehr ein Paradigma für Sterns Urteil über die Zeit als eine wirkliche Gestaltung dieser Zeit voll Fleisch und Blut. Bohmer bleibt im Grunde so in der Idee stecken wie Paul von Sfferstädt in seiner Erzählung „Stilles Glück“, mit dem ihn Bartels sehr richtig zusammenstellt.

Und damit bin ich bei Sterns Novellen angelangt, die mit vielem die Höhe seines künstlerischen Schaffens bezeichnen. Auch hier ist noch nicht überall

jener Gang zum Konstruieren überwunden und drückt den genommenen Flug hin und wieder herab, aber oft genug gelingt hier Stern etwas restlos Schönes und Lebensvolles. Mit gleicher Kunst handhabt er die historische wie die moderne Novelle, und wenn man jene Worte über den historischen Roman *mutatis mutandis* auf die historische Novelle überträgt, so hat Stern hier oft bis zum Letzten den strengen künstlerischen Anforderungen genügt, die er selbst sich und andern gesetzt hat. Ganz wundervoll weiß Stern ohne großes Wortgebränge die Stimmung zu geben, in der sich seine Handlung bewegt, so überall in den venezianischen Novellen, so geradezu glänzend in dem Eingang der Novelle „Vor Leyden“. Die große dichterische Kunst, uns eine eigenartige und zunächst rätselhafte Situation genau so allmählich erfassen zu lassen, wie sie der miterlebende Zuschauer erfassen mußte, übt er hier mit Meisterstärke aus, und ähnlich fein und echt setzt zum Beispiel das „Weihnachtsoratorium“ ein, ohne daß freilich hier die Durchkomposition ganz so gelungen wäre. Und wie lebendig wirkt das Stückchen Dreißigjähriger Krieg, das in der „Flut des Lebens“ von Stern hingestellt wird. Natur und die Stimme der Menschenbrust wirken immer wieder zusammen, um den richtigen Eindruck zu geben, und wenn Gegensätze aufeinanderstoßen, so empfinden wir hier immer wieder die echte Wiedergabe des Lebens.

Nun ist ja gerade dieser Begriff „echte Wiedergabe des Lebens“ so streitig in der Ästhetik und in der Literaturgeschichte wie kaum ein zweiter. Mit einer gewissen Ausschließlichkeit wird von der einen Seite der Naturalismus in seinen verschiedenen Färbungen, von der andern ein bestimmter abgeklärter Realismus, von der dritten gar unwirkliche Schönfärberei, von der vierten ein Mittel Ding von allem diesem verlangt, und die Reihe ließe sich noch fortspinnen. Mir scheint, daß uns der Reichtum deutscher Prosadichtung allmählich gelehrt hat, daß kein Stil der Darstellung der einzige und allein berechtigte zu sein den Anspruch hat. Wer das Leben in einer Heynschen Meisternovelle nicht herausempfindet, weil er es nur in dem modernen Realismus Fontanes pulslen fühlt, oder wer Raabe weniger lebenswahr als Keller findet, weil er krauser ist als dieser, wer Gerhart Hauptmanns „Bahnwärter Thiel“ so ausschließlich dem Leben abgelauscht findet, daß ihm Wilkenbruchs „Francesca von Rimini“ erlogen und leblos erscheint — mit dem kann ich freilich nicht rechten, und am wenigsten bei Gelegenheit Adolf Sterns. Wer aber findet, daß (persönlicher Vorliebe unbeschadet) jeder dieser Dichter das Recht auf seinen Stil hat, wenn er ihn nur aus einer wahrhaft poetischen Natur, einem menschlichen Herzen und einer nie ins Publikum schielenden Umgebung an sein Gedicht herausgestaltet, der wird den poetischen Realismus von Adolf Sterns besten Novellen als echt und lebensvoll empfinden müssen. Sind bei den Romanen Einflüsse Spielhagens, Tiecks festzustellen, erinnern die modernen Werke zum Beispiel auch an August Niemanns ältere Arbeiten („Bakchen und Thyrsossträger“), die sie an poetischem Gehalt freilich weit übertreffen, so wird bei den Novellen an Kiehl zu denken sein, ohne daß ich aber hier eine

Beeinflussung annehme, es ist mehr ein Nebeneinander; dagegen glaube ich hier an einen Einfluß Heyfes und halte es nicht für zufällig oder rein von literarhistorischen Interessen eingegeben, daß Stern gerade Heyfe mit so großer Ausführlichkeit und mit einer gewissen, kaum verhüllten Leidenschaft charakterisierte und verteidigte zu einer Zeit, wo man auf diesen Dichter loszuschlug wie auf wenige. Die Grundverschiedenheit beider Naturen in vielem ist nicht zu leugnen und bedarf für den Kenner keiner Ausführung, aber ich empfinde gerade in Sterns besten Novellen aus jüngerer Zeit und der Gegenwart eine starke Verwandtschaft mit Heyfes Kunst. „Maria vom Schiffchen“, die in ihrer Knappheit und ihrer schweren Stimmung Herbe und Süße wundervoll vereinernde römische Novelle, und der „Pate des Todes“ mit der so gar nicht sprunghaften, völlig lebensachten, raschen Entwicklung zeigen diesen Zug und sind zugleich nach meinem Urtheil Sterns freiste und schönste Dichtungen.

Mit ihnen und mit seinen Novellen überhaupt ist Stern in den letzten Jahren auch als Dichter mehr und mehr berühmt geworden; er mußte ja in einer Zeit auf die Höhe kommen, die, vornehmlich dank seinem Mähen, die Realisten aus der oft unpoetisch gescholtnen Zeit der fünfziger und sechziger Jahre nach ihrer vollen Bedeutung erkannte. Von Sterns Lyrik wird manches weiter leben, besonders aus den Margretliedern, die er seiner zweiten Gattin, einer hervorragenden Pianistin, und ihrem Gedächtnis gewidmet hat. Mit Recht hat Ludwig Jacobowski seinen „Neuen Liedern fürs Volk“ Sterns Verse eingefügt:

Wie ist das Leben bitter arm!  
Für so viel Liebe, soviel Harm,  
Für so viel Jahre, trüb verbracht,  
Für so viel Nächte, schwer durchwacht,  
Ein Gruß aus Tränen, leis und matt,  
Ein Druck der Hand, ein Rosenblatt.

Und doch — die Welle schwillt und treibt:  
Wer ahnt, was kommt? Wer weiß, wer bleibt?  
Ob mir nicht nah der Tag gerückt,  
An welchem mich allein beglückt  
Die welcke Rose tief im Schrein  
Und jener Tränen Widerschein!

Den schweren Schickungen, die Stern, der vor Frau Margret schon eine Gattin und sein einziges Kind begraben hatte, trafen, entspringen immer wieder dunkle Töne eines geprüften Lebensernstes, neben denen die hellen Laute jubelnden Glücks keinen vollen Platz gewinnen.

Du nimmst der Sonne hellen Schein  
In deine Gruft, in deinen Schrein,  
Die Ruh bei Nacht, die Lust am Tag,  
Und meines Herzens vollen Schlag.

Das ist der Nachklang dieser Liebeslieder, denen sich eine Reihe Tagebuchblätter anschließt, wie sie Sterns zur Verehrung bereite Phantasie großen Eindrücken der Natur und der Kunst, großen Menschen unsers Volks und seiner

Lebenskreise im besondern gewidmet hat. Der Reichtum seines Lebens taucht hier in den Bildern Liszts, Hebbels, Schumanns, Brahms wieder empor, und die Hymne, die Stern Bismarck gewidmet hat, möchte auch ich (mit H. A. Krüger) zum Besten zählen, was wir für die poetische Erfassung dieser Gestalt und ihrer Wirkung besitzen.

Entschwebend, doch lebend  
Im Weltengedächtnis;  
Bewährend, erklärend,  
Was durch ihn erstand,  
So hüllt keine Wolke  
Ihn je seinem Volke;  
Sein Name sei gelobt,  
Der Zukunft ein Pfand.

Die Schauer der Trauer,  
Das Herz uns durchschütternd,  
Sie weichen im Zeichen  
Des Reichs, das er schuf,  
Und ob er entflohen,  
Wir schauen den Hohen,  
Es mahnet sein Hauch uns —  
Wir hören den Ruf.

Es klingen die Schwingen  
Der mächtigen Tage,  
Der hehren, voll Ehren,  
Weit über die Zeit;  
Es gilt zu erhalten,  
Trotz dunkeln Gewalten,  
Sein Erbe, sein Deutschland  
In Frieden und Streit.

(Nach der Weise des Altniederländischen Dankgebets)



## Luftreisen

Von Johannes Poeschel\*)

### 8. Sommerferien im Ballon

### 3. Zum drittenmale nach Rußland



oll man bei einer Nachtfahrt das Schlepptau auslegen oder nicht? Darüber sind die Ansichten der Ballonführer geteilt. „Besser mit dem Tau etwaige Hindernisse berühren, die sich plötzlich in den Weg stellen, als mit dem Korbe an sie anstoßen, wodurch die Anfassern gefährdet werden, das herabhängende Schlepptau dient dann als Sicherheitslot.“ Gewiß hat dieser oft aufgestellte Grundsatz etwas für sich, aber vieles spricht dagegen. So angenehm es ist, bei einer Fahrt am Schlepptau den Ballon sich seine Gleichgewichtslage selber suchen und erhalten zu lassen, so liegen doch die beiden Gefahren, Schaden mit dem Tau anzurichten oder hängen zu bleiben, zu nahe und sind in der Dunkelheit doppelt unangenehm. Infolgedessen ist es bei ausgelegtem Schlepptau nicht möglich, den oft sehr flotten Bodenwind bis 100 Meter über der Erde auszunützen, weil man je nach dem Gelände häufig genötigt ist, den Boden mit dem Tau zu verlassen. Das aber kann bei der Länge des Taus von 100 Meter in der Regel

\*) Von Johannes Poeschel ist soeben das mit Bildern und Karten ausgestattete Buch Luftreisen bei Fr. Wilh. Grunow erschienen.